

**Zeitschrift:** Der Freidenker [1927-1952]  
**Herausgeber:** Freigeistige Vereinigung der Schweiz  
**Band:** 28 (1945)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Moralität und Weltanschauung : (Schluss)  
**Autor:** Brauchlin, E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-409574>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

ziologisch nützlichen religiös-ethischen Archaismen konservieren! Wie stark diese affektiven Momente noch heute sind, zeigt der Widerstand, dem solche einfachen »neopositivistischen« Gedankengänge noch immer bei der heutigen Gebildetenwelt begegnen. Wissenschaftler, die sonst streng logisch zu denken gewohnt sind, versagen hier vielfach noch vollständig.

Aber gerade das Vordringen der wissenschaftlichen Methode auch auf bisher »rein geisteswissenschaftliche« Gebiete wie Psychologie, Soziologie usw. als »Behaviourismus«, »physiologische« oder »medizinische Psychologie«, »Fabianismus« usw. wird dem Neopositivismus immer mehr zum Siege verhelfen, war doch die wissenschaftliche Methode von Anfang an »positivistisch«.

Seit ihrer Begründung durch Descartes fußen die exakten Naturwissenschaften auf dem »erkenntnistheoretischen Materialismus« und daher wird die von der Logistik angestrebte Verwissenschaftlichung unserer Weltanschauung, die sog. »Einheitswissenschaft« zum Neopositivismus führen. Dieser erkenntnistheoretische Materialismus des Wissenschaftsprinzips beruht auf der Tatsache, daß die von der Wissenschaft angestrebte exakte zwischenmenschliche Verständigung nur im Bereiche des Objektiven, quantitativen, d. h. sinnesphysiologisch nur im Bereiche des Gesichtssinnes möglich ist. Nur hier lassen sich allgemeinverbindliche, jederzeit kontrollierbare und jedem aufzeigbare Definitionen aufstellen, wie sie besonders im mathematischen Begriff zur Darstellung gelangen (Kirchhoff, Mach). Wissenschaftlich »erklären« heißt eben nichts anderes, als möglichst kurz und doch vollständig, d. h. »begrifflich« beschreiben, und »Wahrheit« bedeutet einfach Uebereinstimmung des Begriffs mit seinem Inhalt; die Wirklichkeit selber dagegen ist ja selbstverständlich! Offenbar im Zusammenhang mit der Verwissenschaftlichung unseres Weltbildes hat auch die »Praxis«, unsere Alltagsperspektive deutlich eine Objektivierung durchgemacht; der durchschnittliche Bewußtseinstyp wird gewissermaßen immer optischer, da eben die sichtbare Seite der Wirklichkeit die auto- und sozialbiologisch wichtigste ist. So nähern sich also Wissenschaft und »gesunder Menschenverstand« des »Mannes von der Straße« immer mehr und mehr. Zumal der Nichtintellektuelle, der, weniger als der Akademiker der Oberschicht, konservativ-retardierenden Einflüssen ausge-

setzt ist, erscheint vielfach als psychologisch schon fortschrittlicher und gradliniger.

Gegenüber dem scharfen Dualismus zwischen der idealistischen Begriffs- und der Dingwelt, resp. zwischen Glauben und Wissen, Theorie und Praxis usw. wirkt das verwissenschaftlichte neopositivistische Weltbild »monistischer«. Es kennt nur noch einen erkenntnistheoretisch, resp. bloß »sprachlich« bedingten Dualismus zwischen der optischen »objektiven« und der übrigen »subjektiven« Sinneserfahrung. Durch seine scharfe zeitlich-räumliche Ich- und Weltbegrenzung mag es zunächst auf den noch in metaphysischen Wunschträumen Erzeugenen pessimistisch, als ausgesprochene »Ernüchterung« wirken. Auf der andern Seite bringt aber die Befreiung von religiös-ethischen »Ueberhemmungen« und Zweifeln als »Aufklärung« wieder Positives. Jedenfalls wird auf diese Weise in die zwischenmenschlichen Beziehungen mehr Logik und Aufrichtigkeit kommen, indem die bisherige Doppelmoral, das Auseinanderfallen von Theorie und Praxis auch auf ethischem Gebiet ausgemerzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

## Moralität und Weltanschauung

Von E. Brauchlin

(Schluß.)

Aber wir stehen bei der Frage nach dem Einfluß der wissenschaftlichen Weltanschauung auf die Moralität ihrer Inhaber. Hierin ist viel schwieriger zu urteilen als bei der christlichen Weltanschauung. Denn während wir zwei Jahrtausende christlicher Kultur hinter uns haben und selber gegenwärtig inmitten christlicher Kultur stecken, also eine hinlängliche Grundlage für die Urteilsbildung haben, fehlt uns diese für die wissenschaftliche Weltanschauung und ihre moralische Auswirkung. Es hat noch keine Zeit gegeben, deren Kultur die Wissenschaft den Stempel aufgedrückt hätte; unsere Zeit trägt nur den *technischen* Stempel, die Kultur hat sich dadurch nicht geändert, sie ist noch so christlich als je. Wir haben zur Beurteilung keine andere Handhabe als unsere eigenen Beobachtungen und unsere Erfahrungen mit freigeistigen Menschen, die ja noch nicht in großer Masse vorkommen. Jeder muß also

Schuljahren ausgenützt und mißbraucht wird. Seine überall an den Tag gelegte Hilfsbereitschaft und Aufopferung führt ihn nicht selten nahe am Tode vorbei.

Der zweite Teil zeigt uns Pestalozzi in seiner Sturm- und Drangperiode. Er ist über zwanzig Jahre alt geworden und steht bereits unter dem Eindruck der von Rousseau und andern französischen Aufklärern ausgelösten politischen Erschütterungen. Frühzeitig beginnt er sein segensreiches Wirken für das Volk, hungert dabei freiwillig, härtet sich ab und geißelt seinen Körper, indem er mit Riemen, an denen Bleiknoten befestigt sind, auf seinen nackten Körper schlägt. Sein Wahlspruch, der schon als Knabe für ihn galt: »Nichts für sich, alles für andere!« setzt er immer und immer wieder in die Tat um. Wo ist Gerechtigkeit? — Wo ist Bürgertugend? — Wo ist Sitteneinheit? spricht er fragend. Er beklagt sich laut und hart über die Verdorbenheit, Verirrung und Verblendung seiner Zeitgenossen, über das Fehlen und Schwinden edlen Schweizersinnes und sieht in Rousseau mit seinem Ruf »Zurück zur Natur« den Propheten und Helfer aus Not und Verzweiflung. »Wahrer Gottesdienst«, sagt Pestalozzi, »liegt darin, indem wir den Aermsten des Volkes dienen«. Im Ueberfluß einerseits und im Hunger andererseits erblickt er die Sünde und Ungerechtigkeit seiner Zeit.

In diesen Jahren lernt Pestalozzi seinen bereits todkranken Freund Menalk und dessen Freundin Anna Schultheß, seine spätere Frau und Weggenossin, kennen. Wir machen hier auch näherer Bekanntschaft mit Pestalozzis Freunden, mit Lavater, Bodmer und

Füßli, auch mit dem jungen Pfarrer Müller, dessen Leben später leider in Sumpf und Elend endet. Was im stets ausspionierten Zirkel dieser freiheitlich gesinnten Zürcher besprochen und diskutiert wurde, ist gerade heute wieder sehr aktuell, so etwa ein Ausspruch Lavaters: »Die Wahrheit können sie nie unterdrücken. Anfang und Ende aller Politik ist Selbsterziehung. Bürgertugend, reine Demokratie und Volksfreiheit sind Sache unserer Klarheit selbst.«

Den Schluß des zweiten Teiles bildet eine Reise Pestalozzis zu dem Berner Patrizier Rudolf Tschifferli, dessen Bekanntschaft ihm Lavater vermittelt. Tschifferli ist der Gründer der ökonomischen Gesellschaft in Bern und Besitzer eines prächtigen landwirtschaftlichen Mustergutes in Kirchberg bei Burgdorf, wo Pestalozzi den Landbau erlernt. In Biel sucht Pestalozzi auf Bitte seiner inzwischen in Liebe zu ihm entflammten Anna Schultheß den geflüchteten Pfarrer Müller auf. Er findet ihn bei Wein und Bier in einer Gesellschaft verkommener Menschen, in die der Pfarrer trotz aller guten Vorsätze immer wieder zurückkehrt.

Der dritte Teil bildet wohl den Höhepunkt des Filmbuches. »Am Werk« betitelt sich dieser Teil. Was wir hier zu sehen bekommen, ist etwas vom Höchsten und Erhabensten, was Menschenkraft und menschliche Liebe je zu vollbringen vermochte. Die erste Szene wird mit folgenden Worten geschildert: »Pestalozzi arbeitet mit seiner ganzen Kraft auf dem öden und weiten Birrfeld. Der Boden ist steinig und hart. Außer einer öden Landschaft sieht man nur einige Büsche und Sträucher. Mit Schaufeln und Spaten reinigt Pestalozzi

von sich aus urteilen, und wenn ich das von mir aus tue, so habe ich zu sagen: Ich habe unter den Freidenkern viele vortreffliche Menschen kennen gelernt, ich bin auch auf Mittelmäßigkeit gestoßen und auf Menschen, die den Gegenpol von Vortrefflichkeit bilden. Ich käme also bei der Berechnung des Durchschnitts auf ungefähr dasselbe Ergebnis wie bei den Gläubigen: Es sieht im allgemeinen nicht darnach aus, als ob für das moralische Verhalten der Menschen die Weltanschauung den Ausschlag gäbe.

Wo liegt der Fehler?

Wir Freidenker halten viel vom *Verstand*, von der Einsicht. Wo diese vorhanden sei, könne es mit der richtigen, guten Tat nicht fehlen, sind wir zu folgern geneigt. Der Gläubige nimmt dieselbe Haltung dem Glauben gegenüber ein.

Entgleist ein Gläubiger, so legen wir es leicht so aus, die wirklichkeitsfremde religiöse Moralbegründung habe ihm nicht den nötigen Halt verliehen. Entgleist ein Freidenker, so triumphiert der Gläubige: Da habt ihr's mit eurer weltlichen Moral! Hätte der an Gott geglaubt, so wäre ihm das nicht zugestoßen!

Wer hat recht? — Beide und keiner.

*Beide*, weil jeder von seinem Standpunkt und seiner innern Notwendigkeit aus urteilt, und da der Gläubige den Glauben an eine übermenschliche moralische Autorität nötig hat, hält er auch für andere eine bloß verstandesmäßig begründete Moral als nicht hinreichend; dem Freidenker hingegen sagt das Wort »Gott« nichts, und er meint, wenn der andere seinen Verstand besser gebraucht hätte, so wäre er besser dran gewesen.

*Keiner* hat recht, weil sie beide von einer *falschen Voraussetzung* ausgehen, und zwar von der falschen Voraussetzung, der Mensch richte seine Handlungsweise nach den in seiner Weltanschauung begründeten moralischen Grundsätzen, mit andern Worten: das sittliche Verhalten werde beim einen durch den *Glauben*, beim andern durch den *Verstand* bestimmt.

Falsch muß diese Voraussetzung sein, weil, wenn sie richtig wäre, das moralische Verhalten der Menschen nicht so oft hier dem Glauben, dort dem Verstand widersprechen könnte.

Woher kommt das? Müssen wir sagen, die Religion und die wissenschaftliche Weltanschauung haben als moralische Kraftquellen versagt?

die Felder. Kraftvoll schlägt er mit Karst oder Pickel in die Erde.« Er baut ein Wohn- und Wirtschaftshaus, dem er den Namen Neuhof gibt. Selbstlos und mit einem nie versiegenden Quell von Liebe und Aufopferung, mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer seltener Art steht ihm Anna Schultheß, die indessen seine Gattin geworden ist, zur Seite. An zerlumpten und verwahrlosten Kindern beginnt Pestalozzi sein Erziehungswerk, aufgebaut auf der Devise: »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.« Aber immer trüber und hoffnungsloser wird das Leben auf dem Neuhof. Die Gläubiger drängen, viele Kinder enttäuschen, Undank und Verknennung ist so alltäglich wie das liebe Brot. Eine unerträglich gewordene Schuldenlast hängt wie ein Damoklesschwert über den Häuptern von Heinrich und Frau Pestalozzi, das Vertrauen und der Kredit zu ihnen und zu ihren Unternehmen schwindet und ist bald überall dahin. Ein Stück Brot bleibt ihnen als Nahrung und, obwohl des Leidens schon genug, wird die Frau von einer langwierigen Krankheit befallen. Die Armenschule auf dem Neuhof wird geschlossen, weinend und schluchzend nehmen die Kinder Abschied und Pestalozzi steht allein da, verspottet und verhöhnt als die »Vogelscheuche« und die »schwarze Pestilenz vom Neuhof«.

Aber Pestalozzis Glaube und Wille ist unbesiegbar. In den Szenen des vierten Teiles treffen wir Pestalozzi bei seiner kranken Frau in einem Schloß am Hallwilersee, wo sie bei Frau von Hallwil in liebevoller Weise aufgenommen und gepflegt ist. Wir sehen Pestalozzi in Basel, wo er den Gönner und Helfer Ratsschreiber Iselin auf-

sucht, dabei einem blinden Bettler, den er unterwegs trifft, mangels Geld die silbernen Schnallen seiner Schuhe schenkt und diese mit Binsengras bindet. — Eine der ergreifendsten Schilderungen stellt wohl eine Gerichtsszene in Aarau dar. Pestalozzi ist in den Verhandlungen gegen eine Kindsmörderin, die in einer Scheune, im Stroh liegend, ihr Kind geboren und getötet hat, als Zeuge vorgeladen. Aber, was Pestalozzi zu den Richtern sagt, ist eine eigentliche Verteidigungsrede der Mörderin, die in folgenden Worten gipfelt: »Dem Uebel muß man vorbeugen. Der Mittelpunkt alles Menschenverderbens ist die Verhärtung des Herzens. Unsere Sitten und Gesetze sind wie dazu eingerichtet, den Menschen zu verhärten. Die einfache Befriedigung seines Naturtriebes aber führt unendlich weniger zur Verhärtung des Herzens, als die gewaltsamen und krummen Ausweichungsarten, umso mehr, wenn Gerechtigkeitsgefühl emporhebt, was emporzuheben ist, heiligt, was zu heiligen ist, reinigt, was zu reinigen ist und das Dasein, das Leben und Wohlstand allgemein fördert. Für den Staat ist ein uneheliches Kind nur insofern ein Schaden, als es nicht recht erzogen wird. Für die Menschheit ist jedes Kind unfehlbar ein Gewinn, wenn es recht erzogen wird. Ein Kind ist für jeden Vater und jede Mutter ein Band der Menschlichkeit und ein Mittel zur Besserung, solange sie es ungekränkt lieben dürfen. Die Quelle aller Verheerung ist aber, wenn man das Leben der Kinder vergiftet. Der Staat hat nicht zu richten, seine einzige Pflicht ist, der Vater der Waisen zu werden.« —

Ein Versagen ist zweifellos vorhanden. Aber nicht die Weltanschauungssysteme mit ihren Morallehren sind die Versager, sondern die *Menschen*. Es liegt nicht an den Lehren. Solche aufzustellen verstehen die Menschen vorzüglich. Sie anzuwenden ist eine andere Sache. Es *scheint* nur an den Lehren zu fehlen, weil man ihnen im allgemeinen eine Bedeutung und eine Funktion zuschreibt, die ihnen gar nicht zukommt. Die soeben gestellte Frage, ob Religion und wissenschaftliche Weltanschauung als moralische Kraftquellen versagt haben, war irreführend. *Lehren*, ob religiös oder nicht, *sind keine Kräfte*. Lehren sind lediglich *Anweisungen, wie der Mensch seine Kräfte* wecken und gebrauchen und durch den Gebrauch mehreren und stählen soll. Bei jeder Lehre kommt es auf den Menschen an, auf den sie trifft. Wo keine Kraft vorhanden ist, entsteht auch durch die beste Lehre keine. So kann der Religiöse wie der Freidenker aus der jeweiligen Weltanschauung die edelsten moralischen Folgerungen ziehen und sie in die Tat umsetzen, wenn sie die Einsicht, den guten Willen und die Kraft dazu haben; im andern Fall verhält sich die moralische Lehre zu ihnen wie Wasser zu eingefettetem Stoff: sie dringt nicht ein. Der eine nimmt seinen Glauben, der andere seinen Verstand nicht ernst.

Wie mit den moralischen Werten, die angeblich für die einen aus der religiösen, für die andern aus der wissenschaftlichen Weltanschauung strömen sollen, steht es mit den seelischen oder den *Gemütswerten*. Dieses Herausströmen ist auch hier eine »optische« Täuschung. Auch hierin sind nicht die Inhalte der jeweiligen Weltanschauungssysteme maßgebend, sondern die Empfänglichkeit des dem Menschen angeborenen und durch die Erziehung gepflegten Gemütes. Die landläufige Meinung geht dahin, die religiöse Weltanschauung sei reich an Gemütswerten, die freigeistige sei öd und kalt. Diese Meinung ist durchaus falsch. Es erscheint dem Gläubigen so, weil er die Welt und die Menschen nur durch seine »Brille« betrachtet und sich nicht in eine andere Gefühlswelt versetzen kann. Gläubige und Ungläubige haben, wenigstens teilweise, verschiedene Gemütsbedürfnisse und demzufolge sind es auch verschiedene »Dinge«, die als erhebend, wohlthuend, erlösend, ermutigend empfunden werden. Und wie es in beiden Lagern Menschen gibt, an denen die moralischen Lehren abprallen, so trifft man

(Fortsetzung folgt.)

dort wie hier gemütskalte Menschen, auf die nichts beglückend oder ergreifend wirkt. Es kommt auch hierin ganz und gar auf die Menschen an.

Nach dieser Abschweifung müssen wir uns die Frage vorlegen, wie es möglich sei, daß viele Menschen ihre Weltanschauung moralisch nicht ernst nehmen, da für den Gläubigen doch die ewige Seligkeit auf dem Spiele steht und dem Freidenker die Selbstachtung allein schon Verpflichtung bedeuten sollte.

Die Antwort lautet: Weil der Mensch im allgemeinen nicht nach Lehren, moralischen Grundsätzen, verstandesmäßigen Einsichten handelt, sondern triebhaft, affekthaft, aus der Tiefe seines angeborenen Charakters heraus.

Dies ist zu begründen. Der Mensch kommt nicht als tabula rasa zur Welt; er ist mit Erbgut behaftet. Und zwar stammt dieses Erbgut nicht bloß von den nächstvorhergehenden Geschlechtern her, sondern aus den Anfängen des Menschengeschlechtes, sogar aus dessen Tierzustand. Das scheint ein wenig weit zurückgegriffen zu sein, ist aber deshalb nicht minder wahr. Wir müssen uns nur die Triebkräfte ansehen, die *in der freien Natur und innerhalb der Menschheit* das Handeln bestimmen! In der freien Natur herrscht der unerbittliche Kampf ums Dasein. Dieser ist eine Auswirkung des Selbsterhaltungstriebes, der aus dem Leben gar nicht wegzudenken ist. Was geworden ist, will sein und will bleiben. Selbsterhaltungstrieb ist Lebenswille. »Man« — Pflanze, Tier und Mensch — möchte aber nicht nur leben, sondern unter möglichst günstigen Bedingungen, möglichst *gut* leben, um möglichst *lang* zu leben. Auch die *Vergesellschaftung* ist eine Auswirkung des Selbsterhaltungstriebes. Herden bei Tieren und Horden bei Menschen sind nicht um der Herde oder Horde willen entstanden. Sie waren lediglich Mittel zum Zweck der bessern *Ich-Erhaltung*. Egoismus war der Gründer des Gemeinschaftslebens, wohlverstanden: Egoismus ohne jeglichen moralischen Beigeschmack, lediglich als *Ich-Erhaltungswille* aufgefaßt. ICH ist die eine große Angelegenheit jedes Lebewesens.

Dieser Naturegoismus, der nur das Ich kennt, ist aber unerschuldig, nicht moralisch zu bewerten. Die Natur lebt aus sich selber; darum wird die eine Art Leben zum Opfer einer andern. Aber kein Tier *weiß*, daß es dem andern Schmerzen bereitet, daß es die Jungen dem Verderben aussetzt, indem es die Eltern tötet, und keines *will* Schmerzen bereiten; es will nur sich und seine Jungen erhalten und möglichst gut ernähren. Also noch einmal: Für das Naturwesen gibt es nur *eine* Angelegenheit, nur *eine* Not und Sorge, und die heißt *Ich*.

Und dies ist für unsere Betrachtung der springende Punkt: *Der Mensch hat diesen Naturegoismus aus dem Zustand des Tierseins in den Zustand des Menschseins herübergenommen und ihn beibehalten*. Er denkt Ich und er fühlt Ich und er tut Ich, das heißt er handelt noch immer triebhaft und affekthaft aus sich heraus wie im Naturzustand, verbrämt, verschleiert, verkappt, verfeinert zwar, aber eben doch naturhaft, so, als ob es für ihn keinen andern Daseinszweck gäbe, als sein eigenes Ich sorgend zu umkreisen.

Wenn dem so ist, könnte man einwenden, so wird es aus Naturnotwendigkeit so sein *müssen*. Die Guttheißung dieses Einwandes würde aber bedeuten, daß der Mensch nur äußerlich über den Tierzustand hinausgekommen sei; er wäre die blonde Bestie, die es verstanden hat, den Kampf ums Dasein mit den raffiniertesten Mitteln zu führen. Was aber ermöglichte und veranlaßte die Abspaltung der Säugetierart homo vom übrigen Tierreich? Die im ganzen Naturreich einzigartige Entwicklung des menschlichen Gehirns.

Vom ersten Stein, den der Mensch zurechtrichtete, um ihn als Werkzeug zu benützen, ging die Lebensausgestaltung während ungeheuern Zeiträumen kraft der Fähigkeit, zu überlegen, voranzuschauen, zu vergleichen, zu beurteilen, willentlich zu formen, zu verbinden, in Beziehung zu setzen, unausgesetzt weiter und führte zu den heutigen über allem Tierhaften unendlich erhabenen Daseinsverhältnissen des menschlichen Geschlechts, die wir *Kultur* zu nennen uns angewöhnt haben. Der Mensch hat es unvergleichlich hoch über die Tierstufe hinausgebracht. Die Natur, einst voller Gefahren und Schrecken für ihn, ist zu seiner Dienerin geworden; alles in allem: die Kultur stellt ein überwältigend großartiges Werk des menschlichen Geistes und der menschlichen Hand dar.

Ich schreibe diese Zeilen am Tag nach der Feier der Waffenruhe. Nahezu sechs Jahre grauenvollen Krieges liegen hinter uns. Worte wie Buchenwalde, Dachau, Auschwitz, Maidanek sind zu Ungeheuern von Begriffen geworden; wir erkennen mit Grauen, was »Kultur« ist: ein ganz dünnes Häutchen über dem Tierzustand, das jeden Augenblick zerreißen kann, und dann quillt das Tiersein aus dem Menschen, und noch viel Schlimmeres als Tiersein; Bestie wäre noch ein Schmeichelname für das Scheusal Mensch.

Aber wir wollen nicht diese tiefste Menschenschmach, auch nicht den Krieg zum Maßstab des moralischen Zustandes der Menschheit machen; wir wollen mit den sogenannten normalen Verhältnissen und Zuständen rechnen.

*Natur — Kultur*. Wir empfinden diese beiden Begriffe als gegensätzlich. Sie sind es auch. In der Natur herrscht der unerbittliche Kampf ums Dasein. Die Natur kennt keine Rücksicht; sie ist vernunftlos und gefühllos. Kultur bedeutet Anbau, Bildung, Pflege aber ist das gerade Gegenteil von Rücksichtslosigkeit, und Anbau, Bildung haben den Sinn von vernünftiger, zielbewußter Gestaltung.

Was alles hat die Menschheit im Zeitraum von Jahrtausenden durch Zusammenarbeit zur Ausgestaltung und Veredelung des Lebens fertiggebracht! Es grenzt nicht nur ans Wunderbare, es *ist* das Wunderbare (das Wort selbstverständlich ohne mystische Deutung). Aber welche Enttäuschung! Bei den Erschaffern all der Lebensgüter herrscht nicht die heitere Einigkeit und der Einklang im Wollen und Fühlen, auf die man aus dem Werke glaubt schließen zu dürfen. Hinter der glänzenden Fassade begibt sich ein verbissener Kampf, man dürfte beinahe sagen: aller gegen alle, und vergiftet ruheloser Unfriede das Dasein.

Ich übersehe den Strom von Liebe und Güte nicht, der die Menschheit durchzieht und sowohl im Alltagsleben der Masse wie in großen öffentlichen Werken der Hilfe und der gegenseitigen Förderung wirkt. Aber wenn wir uns die sozialen Verhältnisse betrachten, die ungeheuerlichen Unterschiede in der Lebenshaltung zwischen Aermsten und Reichsten, an die ungerechte Verteilung der Lebensgüter überhaupt, ferner den verbissenen Konkurrenzkampf in Handel und Wandel und die zahllosen kleinen, spitzigen Feindschaften zwischen Mensch und Mensch im Alltagsleben um nichts und wieder nichts, so bleibt eben doch der Eindruck, daß der Kampf vorherrscht, und daß der Antrieb zu diesem Kampfe die *Selbstsucht* ist, die *Ichbesessenheit*, wie in der Natur, sei es nun Individualselbstsucht, Familien- oder Sippenselbstsucht, Klassen-, Standes-, Staats- oder Rassenselbstsucht.

Vielleicht taucht da und dort der Gedanke auf: Der Mensch ist ein Stück Natur; in der Natur herrscht der Kampf ums Da-

sein; also ist es nichts als natürlich, wenn unter den Menschen dieser Kampf auch waltet.

Darauf wäre zu entgegnen: Das Tier mit dem höchstentwickelten Gehirn ist nicht Tier geblieben; es steht in einem andern Verhältnisse zur Natur als alles übrige Getier. Der Mensch ist *selbstbestimmend*, das Tier nicht, der Mensch ist *lebensgestaltend*, das Tier nicht, und daher ist der Mensch in hohem Maße auch der *Gestalter seines eigenen Schicksals* und verantwortlich dafür, was beim Tier ebenfalls ausgeschlossen ist. Der Mensch ist also dem Naturgeschehen viel weniger unterworfen als das Tier; er ist ja vielmehr, wie schon einmal gesagt wurde, Beherrscher und Pfleger der Natur. Er vermag ihr das Vielfache von dem zu entlocken, was sie von sich aus hervorbrächte.

Nein, nicht alles, was in der Natur Gesetz oder Zustand ist, braucht auch bei den Menschen Gesetz oder Zustand zu sein. Und das gilt in erster Linie für den Kampf ums Dasein, für den im Menschenreich keine Notwendigkeit vorliegt; die Erde bietet Raum und Erhaltungsmittel genug für alle. Und wenn der Schein dagegen spricht, so suche man hinter dem Schein die wahre Ursache der sogenannten Raumnöte und Nahrungsnot. Man wird als wesentliche Ursache die Selbstsucht finden, hinter allem Streit der Einzelnen und der Völker immer wieder die Selbstsucht.

Ein wirklicher Durchbruch der Nächstenliebe aus dem Reich des Wünschenswerten in das Reich der Wirklichkeit wäre natürlich von einer Umgestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände begleitet, in denen die Herrschaft der Selbstsucht ja am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Damit würde der für eine Kulturmenschheit unnötig und unnatürlich gewordene Kampf ums Dasein sein Ende finden. Solange dieser Friedenszustand nicht erreicht oder wenigstens ernstlich angestrebt wird, kann von einer Kultur im ethischen Sinne nicht gesprochen werden; solange brüste sich der Mensch nicht mit Erhabensein über der Natur.

Hierin ist der Mensch noch Natur, noch Tier geblieben. *Das ist das schlimme Erbgut*, das trotz allen schönen und guten Lehren noch immer sein Handeln bestimmt und wogegen bis heute noch keine Weltanschauung und keine Moral aufgekommen ist.

Das ist eine nicht eben erhebende Feststellung. Aber sie bildet den Boden, von dem aus wir einem neuen Ziele zustreben sollten. Einem neuen Ziele? Das haben wir, scheint mir, vorläufig nicht vonnöten, haben wir doch das Ziel noch nicht einmal erreicht, das weise und gute Menschen vor Tausenden von Jahren aufgestellt haben, nämlich: *Mensch nicht nur im zoologischen, sondern auch im ethischen Sinne zu sein.*

Das Kennwort der freien Natur heißt I C H, das Kennwort der Kultur heißt D U. Es bedarf keiner vielen Worte mehr, um zu erklären, was das bedeutet. Es bedeutet *Absage des Kampfes ums Dasein unter den Menschen, die Umwandlung des Gegen-einanders in das Für-einander.* Kultur heißt soziale Gerechtigkeit, Wohlfahrt aller.

Pflege des kurzen irdischen Daseins, des friedlichen, gegenseitig fördernden Zusammenlebens der Einzelnen und der Völker ist das, was der Freidenker Fridtjof Nansen mit seiner Forderung der *Nächstenliebe* und was Kant mit seinem *kategorischen Imperativ* meint, der lautet: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.« Denn der ideale Sinn der Gesetzgebung ist die Aufstellung von Grundsätzen und Bestim-

mungen, die ein friedliches Zusammenleben der Menschen untereinander ermöglichen.

Die Herbeiführung wahrer Kultur wird gewaltigen Schwierigkeiten begegnen, Schwierigkeiten, die weniger in wirtschafts- und sozialpolitischen Widerständen liegen als in den einzelnen Menschen selber, die ja die Schöpfer der von ihrem persönlichen Egoismus gekennzeichneten und durchgifteten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse sind. Das Uebel muß an der Wurzel angepackt werden, die im Einzelmenschen liegen. Es gibt keinen andern Weg als die Ueberwindung der naturhaften Selbstsucht, als *die Umstellung des ganzen Denkens und Fühlens vom Ich auf das Du.*

Diese Kulturwende herbeizuführen, halte ich für die vornehmste Aufgabe der freigeistigen Menschen, die ihre Hoffnung nicht auf ein Wohlleben nach dem Tode setzen und kraft ihrer verstandesmäßigen Betrachtung des Lebens klar erkennen, woran unser Dasein krankt und was zu seiner Gesundung nötig ist. An ihnen ist es, mit gutem Beispiel voranzugehen und die ersten zu sein, von denen zu sagen ist, ihr Leben entspreche den ethischen Anforderungen ihrer Lebensanschauung. Sie sollten die ersten sein, die jener großen Verantwortung bewußt sind, die Schiller den Künstlern auferlegt hat, die aber im ethischen Sinne jeden Menschen angeht: »*Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!*«

## Der Bolschewiki-Koller

Das ist eine Krankheit, der unsere Bevölkerung im Jahre 1918 verfiel, als die russische Arbeiterschaft nach einem verlorenen, verlustreichen Kriege der Zarenherrschaft ein Ende machte und damit auch der Ausbeutung des Volkes durch die herrschende Clique, und die immer mehr sich ausbreitende industrielle Ausbeutungssucht eines »liberalen Bürgertums« beseitigte. Es geschah dies durch die Revolution des russischen Volkes von 1917, durch die die kommunistische Partei ans Ruder kam. Alldieweil Revolutionen in der Regel nicht mit Handschuhen und Rosenöl, sondern mit Schwert und Blut gemacht werden — sogar in der Schweiz — und diejenigen, die schließlich die Unterlegenen waren, sich ebenfalls mit Pulver und Blei und ausländischer Unterstützung durch wohlbewaffnete Heere zur Wehr setzten, so war während einiger Zeit ein chaotischer Zustand mit innerem und äußerem Krieg an der Tagesordnung.

Dabei wurde auch unsere Gesandtschaft mitgenommen. Ueberfälle und Beraubungen mögen vielfach vorgekommen sein. Unser Gesandte, Herr Junod, mußte fliehen oder floh wenigstens. Mit ihm stob die gesamte Bourgeoisie, soweit sie zur Ausbeuterklasse gehörte, ins Ausland und viele Schweizer, die in Rußland ihr Auskommen oder sogar Reichtümer erworben hatten, flohen ebenfalls aus Rußland, unter Hinterlassung ihrer Vermögen. Das war sicher für viele außerordentlich unangenehm, ja ein hartes Los. Aber es darf auch nicht vergessen werden, daß viele große Vermögen nur durch rücksichtslose Ausbeutung, durch Ausnutzung der Chance, die darin lag, daß das Volk ungebildet, ohne Koalitionsrecht der Ausbeutung ausgeliefert war, zustandekamen. Das dürfte auch bei den Loryschen Millionen der Fall gewesen sein.

Damals hatten Bürger unseres Landes eine Broschüre verbreitet, deren Reinertrag den geschädigten Rußlandschweizern zugute kommen sollte. An und für sich ein löbliches Beginnen.